

Maurmer Neujahrs - Blätter 1991



Umschlag:

«Die Fluh»

Lithographie von C. Obach, 1829

Ortsgeschichtliche Sammlung Maur

Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Tradition und Zeitgeist (Dr. Albert Diem)	Seite 3
Zum Umschlagblatt «Die Fluh» (Werner Suter)	Seite 4
Maurmer Pfahlbauten (Beat Eberschweiler)	Seite 10
Johannes Aeppli (1815–1886) Entdecker der europäischen Pfahlbaukultur (Werner Suter)	Seite 22
Aus der Geschichte des Burgbrunnens (Ernst Bachofen)	Seite 26
Albert Bächtold «S'Häxehüsli uf dr Forch» (Kurt Bächtold)	Seite 34
25 Jahre Gemeindebibliothek (Lilly Rohner)	Seite 48
Maurmer Chronik 1990 (Ursula Meister)	Seite 54
Redaktion/Impressum	Seite 60

Tradition und Zeitgeist

*tempora mutantur nos et mutamur in illis –
die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen.*

Dieses Jahr erscheinen unsere Neujaarsblätter zum vierten Mal. Sie vermitteln uns Vergangenes und Aktuelles, sie vermitteln uns das Leben in unserer Gemeinde einst und jetzt, sie bringen Tradition und Zeitgeist in engster Beziehung.

Tempora mutantur nos et mutamur in illis — schon die Römer wussten, dass die Gegenwart nur dann auf einer soliden Basis beruht, wenn das Althergebrachte mit der Entwicklung, mit dem Zeitgeist, einhergeht.

Tradition bewahren heisst, die guten Dinge der Vergangenheit im Zeitgeist der Gegenwart weiterleben lassen. Tradition ist kein steriles Gebilde, auch nicht Selbstzweck. Sie kann nur dann wachgehalten werden, wenn sie den Zeitgeist einbezieht — und umgekehrt. Von Menschen geschaffen, von Menschen geprägt, ist Tradition das Fundament, auf welchem wir unsere heutige Ordnung, unsere Lebensweise gestalten. Auf Tradition und Zeitgeist bauen wir unsere Zukunft; in dieser Symbiose werden wir unsere Probleme von heute und morgen vernünftig lösen können.

Die Maurer Neujaarsblätter sind ein kleiner Fingerzeig hiefür: Tradition pflegen — den Zeitgeist leben.

Dr. Albert Diem
Kulturvorstand

Zum Umschlagblatt: «Die Fluh»

Lithographie von C. Obach, 1829

(Ortsgeschichtliche Sammlung Maur)

Zu den wenig bekannten Seltenheiten des ortsgeschichtlichen Bestandes innerhalb der Herrlibergersammlung zählt zweifellos die fein gearbeitete Lithographie, die dieses Jahr den Umschlag der Neujahrsblätter ziert. Unseres Wissens handelt es sich bei diesem Blatt um das einzige bisher bekannte Exemplar dieses Druckes. Leider ist uns über den Zeichner, C. Obach, nichts bekannt.

Das sehr breitrandige, gut erhaltene Blatt konnte im Dezember 1977 im Kunsthandel erworben und im folgenden Jahr der gemeindeeigenen Sammlung zugeführt werden. Der Betrachter blickt über einen grasbewachsenen Feldweg und eine am Rande einer leichten Senke angelegte Deponie von Findlingen gegen ein etwas ungewöhnliches Haus mit einer rechtwinklig zum Hauptfirst angebauten asymmetrischen Scheune. Die dem Betrachter zugewandte Seite des biedermeierlich anmutenden Baues wird in ihrer ganzen Länge von einem Quergiebel überragt, dessen querovale Fenster sich im Oberteil der Scheune dreimal wiederholt. Ganz stilrein nehmen sich zwei Biedermeierdamen aus, die in Begleitung eines Kindes auf dem von der Schiffflände zur «Fluh» hinführenden Weg lustwandeln. Jüngere Obstbäume werden seeseits von einer prächtigen Baumkrone überragt.

Dieses für einen bauerlichen Maurmer Alltag eher ungewöhnte Bild wirft Fragen auf; doch blicken wir vorerst noch zum jenseitigen Seeufer, wo die Feinheit der Zeichnung den rebenbestandenen Burghügel von Uster und darunter die nur fünf Jahre vor der Entstehung der Zeichnung neuerrichtete Kirche erkennen lässt. Dank der Aussicht auf Uster und die Höhen des Oberlandes lässt sich «Die Fluh» eindeutig als die südöstlich

der Schiffflände gelegene Liegenschaft dieses Namens lokalisieren. Es handelt sich um das Haus, das Dr. Theodor Reinhart aus Winterthur um 1908 erworben und dann abgebrochen hat. An dessen Stelle liess er durch Architekt Robert Rittmeyer in den Jahren 1909 bis 1910 die jetzt noch bestehende Sommervilla erbauen.

Die «Fluh» besitzt nicht nur die wohl schönste Lage am Greifensee, sie spielte dank ihrer Bewohner offenbar auch eine gewisse Rolle im Dorf. Von Pfarrer Dr.hc. Gottfried Kuhn, auf den mit oder ohne Quellenangabe die meisten ortsgeschichtlichen Artikel über Maur zurückgreifen, erfahren wir, dass das abgebildete Haus 1814 von Johannes Müller-Walder aus St. Gallen erbaut wurde. Dieser wollte darin eine Bildungsanstalt für Mädchen einrichten, die mindestens das zwölfte Altersjahr erreicht hatten. Im Jahre 1819 stellte er daher ein Gesuch um eine entsprechende Bewilligung. Die Oberbehörden entsprachen seinem Begehren, allerdings vorerst nur für zwei Jahre und unter der ausdrücklichen Bedingung, dass das Einkommen des Schulmeisters von Maur nicht geschmälert werde. Ob das Institut je eröffnet wurde, ist nicht



bekannt: Auch für einen bescheidenen Betrieb dürfte das Haus zu klein gewesen sein.

Dass damals ein echtes Bedürfnis nach solchen privaten «höheren» Schulen bestand, ist begreiflich, hatte sich doch an der allgemeinen Schulpflicht bis zur Schulreform des Jahres 1831 seit dem Jahre 1772, aus dem ein erster Bericht überliefert ist, wenig geändert. Die Kinder besuchten in der Regel vom sechsten (in Maur vom fünften) Altersjahr an während fünf bis sechs Jahren die Winterschule, die von Martini bis zwei oder drei Wochen nach der Fasnacht dauerte. Sommerschule wurde, wenn überhaupt, an einem Tag in der Woche gehalten und nur von wenigen Kindern besucht. Die anschliessende Repetierschule beschränkte sich ebenfalls auf einen (halben) Wochentag und war der Wiederholung und Festigung religiösen Gedächtnisstoffes gewidmet.

Johannes Müller blieb bis zu seinem 1834 erfolgten Tode auf der «Fluh» wohnhaft. In diesem Jahre noch war er von der Bezirksschulpflege zum Mitglied der Sekundarschulpflege des Kreises Egg gewählt worden, zu welchem damals auch Maur zählte.

Nun gelangte die «Fluh» in den Besitz eines Jakob Stapfer von Horgen. Er betrieb Landwirtschaft und scheint ein gewisses Ansehen erworben zu haben. Er wurde Schulpfleger und war 1839–1843 Schreiber dieser Behörde. Da sein bäuerliches Einkommen offenbar gering war, suchte er es mit Hilfe einer kleinen Fremdenpension «mit schöner Gartenanlage» und durch den Betrieb einer geheimnisvollen Werkstatt zu verbessern:

Es hiess, er verstünde es, aus Feldsteinen Silber herauszuschmelzen. Die Fabrikation von «Hergöttli», die er nach Einsiedeln lieferte, war ebenfalls geeignet, den Argwohn der Dorfgenossen zu erregen. Einen Burschen vom «Bürgli» (heute das «Stöckli» der Familie Brüngger im Sponstürli) zog Stapfer gelegentlich als Gehilfen bei, damit er ihm einen Hebel bewege, der sich offenbar an der Hausmauer befand.



«Fluh»
Aquarell von Johann Jakob Wetzel
(1781–1834)

Wahrscheinlich wurde dadurch ein Blasbalg betätigt, während Stapfer inzwischen dem in unserer Gemeinde eher seltenen Handwerk des Falschmünzers oblag... Noch kurz vor seinem Gang ins Zuchthaus soll er die Falschmünzerwerkzeuge in einem Sack «bei dem grossen Kirschbaum gerade voraus im See» versenkt haben. Ob es je einem Unterwasserarchäologen vergönnt sein wird, diesen metallzeitlichen Schatz zu heben?

Um 1845 ging die «Fluh» in den Besitz eines Kaspar Heer über, der dort eine Wirtschaft betrieb. Die Gartenanlage soll er weiterhin gepflegt und sogar mit zwei Pfauen bereichert haben. Trotz Aufstocken des Betriebes durch eine Geflügelzucht scheint das Geschäft schlecht gegangen zu sein, denn bereits 1849 wird die Ersparniskasse der Stadt Zürich Eigentümerin, vermutlich über den Konkurs des Vorbesitzers.

1850 übernahm der frühere Eigentümer der Mühle, Rudolf Weber, zusammen mit seinem Sohn die «Fluh». Der «Park» wurde beseitigt; an dessen Stelle pflanzte man Reben. Die Wirtschaft ging ein. Das Wirtshausschild, ein einfaches Brett mit der Aufschrift «Wirtschaft zur Fluh», wurde von der Familie Weber auf der Winde aufbewahrt, wo es Pfarrer Kuhn um die Jahrhundertwende noch gesehen hat. Um 1908 erfolgte der bereits erwähnte Abbruch des Hauses für den Bau der Villa Reinhart. Unweit davon entstand das markante Pächterhaus mit Scheune und Stall, eine Gebäudegruppe, die hier etwas fremd wirkt und einem deutschen Architekturbuch entnommen sein könnte.

War uns bis zur Entdeckung der Lithographie Obachs keine Abbildung der alten «Fluh» bekannt, so führte rund zwei Jahre später ein Hinweis von Dr. Hans Martin Gubler zum prachtvollen Aquarell «Die Fluh» von Jakob Wetzel (1781–1834), welches unserer Sammlung einige Jahre später von Rosa Baumgartner in Zürich geschenkt wurde. Wetzel war Lehrer von Salomon Corrodi, dessen 200. Geburtstag dieses Jahr begangen wird.

Zwei auswärts wohnende Nachkommen der letzten Bewohner der alten Fluh besitzen noch je ein kleines Ölbild des abgebrochenen Hauses. Gemalt wurden beide von dem seit 1884 als Zeichenlehrer am Basler Realgymnasium wirkenden Maurer Bürger und Kunstmaler Hermann Hinderling (1853–1936), dessen grosses Bild «Der auferstandene Christus» bis 1969 in der Kirche Maur hing. Vom einen dieser Fluh-Bilder besitzen wir inzwischen eine Farbphotographie.

Heute leitet der Wanderweg die zahllosen Spaziergänger um die in altem Baumbestand halb verborgene «Fluh» herum. Der Naturfreund wird der Tier- und Pflanzenwelt diese unbegangene Uferpartie umso mehr gönnen, als ihn der Umweg mit einem besonders reizvollen Ausblick in Richtung Uessikon beschenkt.

Werner Suter



*Villa Reinhart, erbaut anstelle der «Fluh» im Jahre 1910
(Foto: Uschi Meister)*

Maurmer Pfahlbauten

Das neue Bild der «Pfahlbauzeit»

Bevor die Maurmer Pfahlbauten vorgestellt werden können, sollte der Begriff «Pfahlbauzeit» genauer umschrieben werden: Es sind damit nämlich zwei Zeitepochen zusammengefasst, die Jungsteinzeit und die Bronzezeit. In diesem Zeitraum, von etwa 4300 bis 800 v.Chr., bauten die damaligen Menschen — niedrigen Wasserstand vorausgesetzt — ihre Dörfer direkt am Seeufer. Im Gegensatz zu den umherziehenden Jägern und Sammlern der Nacheiszeit waren sie sesshaft. Sie betrieben Ackerbau und Viehzucht, stellten neu auch Werkzeuge aus Felsgestein her und formten und brannten Lehm zu Gefässen. In der Bronzezeit, ab etwa 1800 v.Chr., fand, bedingt durch den neuen Werkstoff Bronze (eine Legierung aus Kupfer und Zinn), eine berufliche Spezialisierung statt; es gab nun auch Schmiede und Händler.

Früher stand das sogenannte «Pfahlbau-Problem» im Mittelpunkt des Interesses der Archäologen. Heute ist die Frage, ob die Dörfer damals auf oder nur mit Pfählen errichtet wurden, nicht mehr alleine wichtig bei der Erforschung unserer Vergangenheit. Es wird versucht, die Gesamtheit der damaligen Lebensumstände zu rekonstruieren.

Zur Pfahlbau-Frage nur soviel: Die urgeschichtlichen Pfahlfelder sind nicht etwa die Reste dorftragender Plattformen, sondern einfach die Überbleibsel von verschiedenen Dörfern, die an einer günstigen Stelle über lange Zeit hinweg errichtet worden sind. Bei den unzähligen Pfählen handelt es sich um die Reste der verschiedenen Hauspfosten. Ein Dorf bestand meist aus eng beieinander stehenden rechteckigen Häusern, die direkt ans Ufer gebaut wurden. In einigen Fällen sind eindeutig auch abgehobene Böden nachgewiesen, man rechnete also mit Seespiegelschwankungen und wollte so nasse

Füsse vermeiden. Dass solche Häuser aber ständig im Wasser standen, ist kaum wahrscheinlich.

Die Entstehung des Greifensees

Nach dem Abschmelzen und Zurückweichen der Gletscher entstanden im ganzen Schweizer Mittelland Gewässer, die um einiges grösser waren als heute. Auch der Greifensee, der in seinen Anfängen wohl bis gegen das heutige Dübendorf reichte, ist ein typisches Produkt dieser letzten Eiszeit. Konzentrationen von kleinen Silexgeräten, die auf den Äckern bei Fällanden und Schwerzenbach aufgelesen wurden, zeigen sehr schön, wo die letzten nacheiszeitlichen Jäger und Sammler der Mittelsteinzeit ihre Rastplätze errichteten. Die Kartierung dieser Fundpunkte lässt eine kranzartige Gruppierung am ehemaligen Ufersaum vermuten, der immer noch mehrere hundert Meter vom heutigen See entfernt lag.

Die schilfbewachsenen und grossenteils unverbauten Uferpartien lassen uns unwillkürlich an intakte Verhältnisse denken. Dieser erste Eindruck täuscht aber, denn im letzten Jahrhundert wurde im Zusammenhang mit der industriellen Erschliessung des Glattales der ursprüngliche Zustand stark gestört. Infolge der Nutzung des Sees als Speicherbecken für die Fabriken wurde die Glatt im Winter 1890/91 begradigt und der mittlere Seespiegel dabei um etwa einen Meter gesenkt. Dies führte zu massiven Senkungserscheinungen im Uferbereich, und die zuvor träge mäandrierende Glatt fliesst seither als langweilige Wasserstrasse durch die Landschaft.

Forschungsgeschichte

Nachdem die ersten Pfahlfelder 1853/54 am Zürichsee entdeckt waren, kamen in der Folge an vielen Seen rund um die Alpen Reste von sogenannten «Pfahlbauten» zum Vorschein. Der Greifensee bildet da keine Ausnahme. Schon vor der

künstlichen Absenkung des Seespiegels waren an besonders exponierten Stellen vereinzelt Relikte solcher urgeschichtlicher Siedlungen bekannt. Aber erst die Glattkorrektion löste in der Folge die Entdeckung der meisten Stationen aus. Auch Pfarrer Kuhn aus Maur beobachtete damals, dass bei niedrigem Wasserstand da und dort Pfahlköpfe aus dem Boden hervorkamen. Ansässige Bewohner sollen schon früher einige der bis zu drei Meter langen eichenen Pfähle herausgezogen haben. Ähnliches kennt man auch aus Zürich-Wollishofen, wo Ende des letzten Jahrhunderts arme Leute auf diese unübliche Weise einen Teil ihres Brennholzes sammelten.

Im 19. Jahrhundert war es vor allem Jakob Messikommer, der die verschiedenen Stationen am Greifensee in «fleissigen Exkursionen», wie er es nannte, durchstöberte. Eigentlich war er Landwirt und in Stegen bei Wetzikon ansässig. Er begann sich aber schon früh für Geschichte zu interessieren und erhielt 1893 sogar die Ehrendoktorwürde zugesprochen, als Dank für seine unermüdlichen Forschungen auf dem Gebiet der «Pfahlbauten».

Erst viel später, anlässlich des tiefen Wasserstandes im Winter 1920/21, wurde der Greifensee wieder das Ziel archäologischer Untersuchungen. Mitarbeiter des Schweizerischen Landesmuseums kartierten in den trocken gefallenem Uferbereichen die damals sichtbaren Pfahlfelder. Neben solchen Arbeiten von offizieller Seite sind aber auch viele private Aktivitäten zu vermelden. Regelmässig wurden nämlich die Uferpartien von den Anwohnern nach Oberflächenfunden abgesehen. Anlässlich des Tiefwasserstandes im Frühjahr 1934 wurden die Pfahlbaustationen am Greifensee sogar von Arbeitslosen aus Zürich durchstöbert, wohl in der Hoffnung, die Funde gewinnbringend veräussern zu können.

Vor etwa zehn Jahren hat die städtische Tauchequipe des Büros für Archäologie damit begonnen, die Gewässer des Greifensees abzuschwimmen. Diese Intensivierung der Forschungstätigkeit rundete die dürftigen Kenntnisse aus den



*Webgewichte, zum Teil
mit Fingertupfen ver-
ziert. Letzte Überreste
eines Schnurkerami-
schen Webstuhles.
(Jungsteinzeit, um
2700 v.Chr.)
Maur-Schiffflände*



*Restaurierter Topf der
Horgener Kultur
(Jungsteinzeit, um
3000 v.Chr.)
Maur-Weierwis*

vergangenen Jahrzehnten ein wenig ab. Eine lückenlose Lokalisations- und Inventarisationsaufnahme der noch vorhandenen prähistorischen Siedlungsreste steht aber immer noch aus. Seit 1984 ist die Equipe fest am Greifensee stationiert, wo gegenwärtig das spätbronzezeitliche Dorf von Greifensee-Böschön ausgegraben wird.

Die Ufersiedlungen des Greifensees

Heute sind acht Siedlungsplätze am Greifensee bekannt, die in der Jungsteinzeit und zum Teil auch in der Bronzezeit genutzt wurden. Im Uhrzeigersinn von Norden her beginnend, befindet sich der erste gesicherte Siedlungsstandort genau auf der Gemeindegrenze von Schwerzenbach und Greifensee. Dort gräbt die Tauchequipe ein spätbronzezeitliches Dorf aus dem 11. Jahrhundert v. Chr. aus. Diese Station ist für die Archäologen deshalb so interessant, weil die damalige Bevölkerung eine Bauweise wählte, die für Ufersiedlungen eigentlich völlig untypisch ist. Die Hausfundamente wurden nämlich in Blockbauweise errichtet. Erst auf diese Blockkästen wurde dann der Hausboden gelegt; er befand sich vermutlich über einen Meter über dem Baugrund. Obenauf sind Flechtwerkwände nachgewiesen, ein Befund lässt auch an verbretterte Wände denken. Die zwei anderen Fundstellen auf dem Gemeindegebiet von Greifensee sind ungleich schlechter erforscht; bei beiden sind aber mehrere jungsteinzeitliche Schichten nachgewiesen. Beide Siedlungsplätze müssen damals also derart günstig gewesen sein, dass sie bei niedrigem Wasserstand von den Menschen immer wieder aufgesucht wurden. Der «Furen» befindet sich unweit des heutigen Strandbades, die Station von «Storen-Wildsberg» erstreckt sich auf einer Länge von über einem halben Kilometer südlich des Städtleins Greifensee.

Vor dem malerisch gelegenen Bootshaus vor Riedikon befindet sich eine weitere «Pfahlbaute», die neben einigen Scher-

ben in den 30er Jahren auch einen menschlichen Schädel zum Vorschein brachte. Es handelt sich dabei zur Zeit um den einzigen Rest eines echten «Pfahlbauers» am Greifensee. Wir wissen aber aus Grabungen am Zürichsee, dass ab und zu menschliche Skelett-Teile im Siedlungsabfall vorhanden sind. Leider fehlen beim Riediker Fund nähere Angaben zu den Fundumständen.

Bevor die Maurmer Pfahlbauten etwas genauer vorgestellt werden, sei noch der Rietspitz bei Fällanden erwähnt. Kein anderer Platz am Greifensee scheint derart oft besiedelt worden zu sein wie diese Landzunge unweit des Glattausflusses. Bei Grabungen der Kantonalen Denkmalpflege wurden die Reste von drei parallel verlaufenden Palisadenreihen angeschnitten, die wohl ehemals den gesamten Spitz gegen das Land hin abschlossen. Neben den verschiedenen jungsteinzeitlichen und einer spätbronzezeitlichen Schicht ist der Einzelfund einer frühbronzezeitlichen Scherbe erwähnenswert. Sie ist der bislang einzige Fund dieser Zeitstufe am Greifensee überhaupt.

Maurmer «Pfahlbauten»

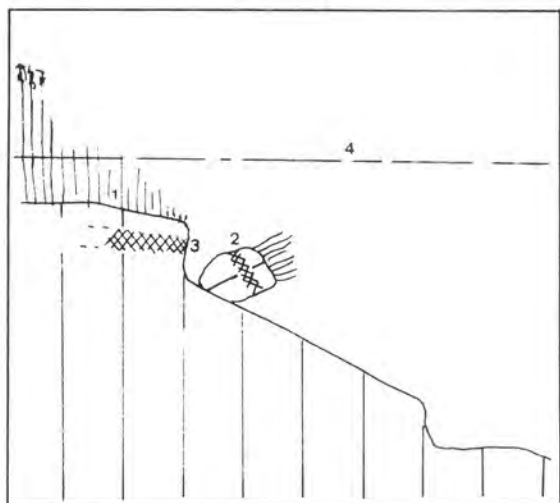
Als das Schweizerische Landesmuseum die sichtbaren Pfahlbauten am Greifensee kartierte, waren auf dem Gemeindegebiet von Maur nur gerade zwei nahe beieinanderliegende Pfahlfelder vor der Flur Weierwis zu sehen. Die Pfahlköpfe bei der Schiffflände schienen, trotz der Entdeckung im Jahre 1909, bei dieser Aktion nicht erkennbar zu sein, und von der dritten heute bekannten Station bei Uessikon wusste man damals noch gar nichts.

Wohl nirgends am Greifensee herrscht soviel Verwirrung in Bezug auf die Namengebung einer Pfahlbaustation wie an dieser Stelle. Aufgrund der anfänglichen Zweiteilung der Station bezeichnete man die entsprechenden Pfahlfelder mit I und II oder West und Ost. Mit den Jahren wurden diese

Begriffe oft verwechselt. Andere Flurnamen wie Geren und Schuopwies fanden ebenso Eingang in die Literatur. Erst verschiedene Abschwimmaktionen konnten das früher entstandene Wirrwarr ordnen. Bei den Tauchgängen konnte nachgewiesen werden, dass keine zwei eigenständigen Pfahlfelder existieren. Aufgrund der Fundverteilung kann man aber annehmen, dass sich die Pfahlfelder der verschiedenen jungsteinzeitlichen Dörfer überlappen, diese also in der damaligen Uferzone nie genau an derselben Stelle errichtet wurden.

Obwohl sich der gesamte Uferbereich im Schutzgebiet befindet, keine Uferverbauungen vorhanden sind und auch die wenigen Motorschiffe in respektablem Abstand zum Ufer vorbeifahren, bietet die Station Maur-Weierwis unter Wasser einen jämmerlichen Eindruck. Die Kulturschichtpakete liegen grossflächig am Seegrund und sind der Erosion schutzlos ausgesetzt. Eine mitten durch die Siedlungsstelle laufende Bruchkante wandert mit einer Geschwindigkeit von 10 Zentimetern pro Jahr landwärts. Am Fuss der Bruchkante liegt das durch diesen Vorgang freigesetzte Fundmaterial. Hartmaterialien wie Steinbeile oder Getreidemöhlen sind noch gut erhalten, organische Substanzen wie Knochen, Geweih, Holz- oder Textilreste gehen hingegen schnell zugrunde.

Die Schiffflände bei Maur ist heute mehr als ein attraktives Ausflugsziel: Vor dem Bootshaus und neben dem Anlegesteg der SGG befinden sich direkt unter der Wasseroberfläche mächtige Reste von verschiedenen Ufersiedlungen aus der Stein- und vielleicht auch der Bronzezeit. Dieser prähistorische Siedlungsplatz ist aus mehreren Gründen in den letzten Jahren ins Blickfeld der Archäologen gerückt. Bei einer Abschwimmaktion kam auf dem Seegrund nämlich eine Wand-scherbe mit grossen Buckeln zum Vorschein. Diese kann zweifelsfrei in den Übergang zwischen Mittel- und Spätbronzezeit datiert werden. Nur: Zu jener Zeit sind ansonsten



*Aufnahme des Seegrundes mit: Uferplatte und Schilf (1), abgebrochenen Brocken (2), Bruchkante mit Kulturschicht (3) sowie mittlerem Seespiegel (4).
Maur-Weierwis*



*Reich verziertes Fragment eines Schnurkeramischen Gefäßes (Jungsteinzeit, um 2700 v.Chr.)
Maur-Schifflande*

keinerlei Ufersiedlungen im In- und Ausland nachgewiesen, wohl weil die Seestände zu hoch waren. Sicherlich beweist der Fund eines solchen Gefässfragmentes noch nicht die Existenz einer ebenso alten Siedlung. Dennoch gibt das Stück Anlass genug, die Schiffflände im Auge zu behalten. Ein grosses Problem bildet die rasche Zerstörung der noch vorhandenen Siedlungsreste, verursacht durch den Wellenschlag an- und ablegender Schiffe. Die Schiffsschrauben erzeugen Turbulenzen, durch die Fundmaterial und Pfahlköpfe freigespült und dann der Erosion ausgesetzt werden. Die bei verschiedenen Tauchaktionen geborgenen Funde zeigen aber den ganzen Reichtum auf, den Seeufersiedlungen zu bieten haben. Die vor wenigen Jahren entdeckten jungsteinzeitlichen Gewebereste wären dem Wellenschlag ebenso zum Opfer gefallen wie die neulich gehobenen Webgewichte. Deren Konzentration am Seegrund lässt auf den ehemaligen Standort eines Webstuhles schliessen, dessen Bestandteile zwar 5000 Jahre fast schadlos überstanden haben, nun aber innert kurzer Zeit buchstäblich aufgerieben werden.

Ausbaggerungen im Bereich vor dem Bootshaus haben schon früher grosse Wunden in den Siedlungsplatz geschlagen. In den Seitenwänden dieser Gräben kann man deutlich die überaus mächtige Schichtabfolge erkennen, welche beweist, dass dieses Gebiet schon vor Jahrtausenden ein beliebter Aufenthaltsort gewesen sein muss.

Erst 1934 wurde in der Bucht bei Uessikon, unweit des heutigen Campingplatzes, eine weitere Station entdeckt. In zwei kurzen winterlichen Tauch-Aktionen wurden die klaren Wasserverhältnisse dazu genutzt, diese Stelle einmal näher zu betrachten. Ein paar kleine Sondierschnitte erbrachten zwar eine reiche Schichtabfolge, aber die Ablagerungen waren ungewöhnlich fundleer. Die wenigen am Seegrund geborgenen Scherben, die unter dem dichten Unrat des nahen Campingplatzes lagen, lassen sich zumindest in die Jungsteinzeit einordnen.

Nur Pfahlbauten?

Es wäre nun völlig falsch zu glauben, dass sich die Besiedlung der Greifenseeeregion nur auf die Seeufer beschränkte. Wegen der hervorragenden Erhaltungsbedingungen sind natürlich die Ufersiedlungen mit ihren reichen organischen Resten besonders interessant und ergiebig. Eine systematische Untersuchung des Hinterlandes steht zwar noch aus, dennoch kommt die Präsenz des Menschen in der einen oder anderen Epoche auch hier zum Ausdruck. Eine ansehnliche Zahl von Einzel-funden lässt sich schwerlich immer nur als Folge einer einmaligen Begehung dieser Gebiete durch damalige Bevölkerungsgruppen erklären.

Einige wenige, naturgemäss schlechter erhaltene Landsiedlungen belegen eine zeitgleiche Nutzung von alternativen Lagetypen. Als Beispiel aus unserer Gegend seien die bronzezeitlichen Siedlungsspuren im Dorfkern von Fällanden genannt. Hier kamen in verschiedenen Etappen beim Bau von Gemeindehaus, Post und Überbauung Wigarten etliche Keramiken, Pfostenlöcher, Feuerstellen und Brandgruben zum Vorschein. Unsere Kenntnisse über die Existenz einer solchen Siedlung sind natürlich rein zufällig und stark von der jeweiligen Bautätigkeit in einer Region abhängig.

Gemeinhin als Refugien (Fluchtburgen) angesprochene Fundstellen in erhöhter Lage sind in unserer Gegend ebenfalls anzutreffen. Auf Maurmer Gemeindegebiet befindet sich auf halbem Weg zwischen Ebmatingen und Maur, direkt oberhalb der Strasse, der Benkelberg. Die beiden Wälle mit dazugehörigen Gräben zeichnen sich vor allem im Winter, wenn die dichte Vegetation verschwunden ist, deutlich im Waldboden ab. Moderne Untersuchungen stehen aber noch aus.

Anfangs dieses Jahrhunderts wurde ein Findling, nur wenige Gehminuten vom Pfahlbau Weierwis entfernt, in Bruchstücke zersprengt und zu Bauzwecken verwendet. Er trug auf seiner Oberfläche eine Menge künstlich eingetiefter runder Schalen.

(Sogenannte Schalensteine werden einheitlich in prähistorische Zeit datiert, umstritten ist jedoch die Funktion solcher Objekte). All diese Fundstellen zeigen, dass mitnichten nur die Seeufer, sondern auch das Hinterland rege genutzt wurden. Grossgrabungen wie in Greifensee-Böschlen oder ähnliche Projekte der letzten Jahre auf Zürcher Stadtgebiet ermöglichen es, ein sehr vielseitiges Bild der damaligen Zeit nachzuzeichnen. Dabei geht es beispielsweise um die Rekonstruktion der Umwelt, um Ernährungsfragen, technische Beobachtungen zur Geräteherstellung oder zum Hausbau, aber auch um Aussagen zu Religion, sozialen Fragen oder zur Bevölkerungsdichte in einer Region.

Grabungen, die nach modernen Gesichtspunkten durchgeführt worden sind, liefern eine Unmenge an Datenmaterial, dessen Auswertung ein Vielfaches der eigentlichen Grabungszeit beansprucht. Ein verantwortungsvoller Archäologe sollte aber in der heutigen Zeit daran interessiert sein, nicht ausgraben zu müssen. Aus finanziellen, personellen und zeitlichen Gründen ist eine ordentliche Untersuchung nämlich kaum je gewährleistet. Dabei ist die zugehörige Auswertung noch nicht einmal eingerechnet, die weitere Umtriebe mit sich bringt.

Das Pflichtenheft der Archäologen hat sich deshalb stark gewandelt. Das einmalige kulturelle Erbe ist, im Normalfall, im Boden am besten aufgehoben. Dort hat es die letzten paar tausend Jahre sehr gut überstanden und würde es wohl auch weitere Jahrtausende tun, vorausgesetzt, wir rücken ihm nicht ständig durch zerstörende Eingriffe im empfindlichen Uferbereich zuleibe. Wir sollten lernen, allen Zeugen unserer Vergangenheit Sorge zu tragen, unabhängig davon, ob sie sich schon im Maurmuseeum oder noch im gemeindeeigenen Boden befinden.

Beat Eberschweiler

Überarbeitete Fassung des Artikels im Ausstellungskatalog
des Schweizerischen Landesmuseums



Maur-Schiffflände: Blick auf das alte Bootshaus neben dem Anlegesteg der Schiffflände. Unter der Wasseroberfläche befinden sich die überaus mächtigen Ablagerungen prähistorischer Uferdörfer aus zwei Jahrtausenden.

Johannes Aeppli (1815–1886)

Entdecker der europäischen Pfahlbaukultur

Wer sich 1990 als Besucher der einzigartigen Ausstellung «Pfahlbauland» im Restaurant «Zur Hirschkeule» erlaben wollte, wählte seinen Platz vielleicht in der «Aeppli-Stube». Das Porträt und einige Zeilen Text ehrten Aeppli fast unübersehbar als den Entdecker der ersten Pfahlbauten in der Rohrenhaabe in Obermeilen. Diese Entdeckung wurde zum Ausgangspunkt der gesamten Pfahlbauforschung.

Johannes Aeppli verbrachte seine Kindheit in seinem Heimatort Maur, wo die Familie den zweitobersten Hausteil des «Spital» genannten Flarzes an der Mühlestrasse bewohnte (heute Nr. 8). Der Vater, Sohn eines langjährigen Maurmer Lehrers, betrieb eine kleine Landwirtschaft. Zweifellos wurde auch in diesem Hause eifrig gewoben, um den unerlässlichen zusätzlichen Verdienst zu sichern. Dem begabten Knaben gelang die Aufnahme ins 1831 eröffnete Lehrerseminar in Küsnacht; er war dort begeisterter Schüler des vielen Zürchern allzu fortschrittlichen Seminardirektors Thomas Scherr. Diesem blieb er später in Freundschaft verbunden.

Nach fünfjähriger Lehrtätigkeit liess er sich ins damalige Schiffer- und Weinbauerndorf Obermeilen wählen, was eine offenbar stattliche Schar konservativer Maurmer Bürger zu verhindern suchte. Das Obermeilemer Schulprotokoll vermerkt: «Es konnte aber, vorgefallener Unordnung wegen, entstanden durch Beschimpfung und Intrigen gegen Herrn Aeppli von Seite herbeigekommener Männer von Maur (seiner Heimatgemeinde), die Wahl nicht vorgenommen werden.» Nach Eingreifen des Erziehungsrates kam es dann zu einer ehrenvollen Wahl.

Trotz einem wenig milden Schulklima wirkte Aeppli während 45 Jahren an dieser Stelle, bis wenige Wochen vor seinem

Tode. Als fortschrittlich eingestelltem Lehrer, Politiker und langjährigem Schreiber, der sich auch einmal den Vorwurf gefallen lassen musste, er regiere ganz Obermeilen, fehlte es selbstverständlich nicht an Gegnern, die ihm so ziemlich alles missgönnten.



Johannes Aeppli (1815–1886)
Foto: Historisches Museum Bern

Über Aepplis Wirken berichtet ausführlicher Arnold Altorfer im Heimatbuch Meilen 1982. (Dieser arbeitete und wohnte von 1928–1931 im Schulhaus Maur, von wo man den tüchtigen jungen Lehrer und Oberturner nicht gerne nach Obermeilen ziehen liess.)

Pfahlbauten in der Rohrenhaabe in Obermeilen

Seit 1851 bemerkte Aeppli Funde, die beim Austiefen der Haabe gemacht wurden. Entscheidend waren seine Beobachtungen während des extrem tiefen Wasserstandes im Winter 1853/54, als Veränderungen am Ufergelände vorgenommen wurden. Mit Hilfe seiner Schüler sammelte er Hunderte von Objekten, in denen er wichtige Zeugnisse früher menschlicher Tätigkeit erkannte. Nachdem er mit Gewalt vom Uferbaugelände vertrieben worden war, alarmierte er die Antiquarische Gesellschaft in Zürich und damit den Urgeschichtler Dr. Ferdinand Keller.

«Brennend vor Begierde nach neuer Beute und aus Furcht, es könnte so köstliche Gelegenheit, weiter zu forschen, untergehen, und allein ohnmächtig, eilte ich nach Hause und schrieb in kurzen Worten (das Dampfschiff war nahe und diesem wollte ich den Brief übergeben) an die Antiquarische Gesellschaft in Zürich, dass in der Nähe meiner Wohnung, des Schulhauses Obermeilen, in dem vom Wasser verlassenen Seebette Überbleibsel menschlicher Tätigkeit vorhanden seien, welche über den frühesten Zustand der Bewohner unserer Gegend unerwartetes Licht verbreiten werden.»

Nach nur vier Stunden kam Ferdinand Keller mit zwei Begleitern in Obermeilen angedampft. Das reiche Fundmaterial, das auf dem Schulhausestrich ausgebreitet lag, überliess Aeppli entschädigungslos der Antiquarischen (geschichtsforschenden) Gesellschaft Zürich. Es wurde indirekt zum Grundstock der «Pfahlbausammlung» des Schweizerischen Landesmuseums. Der Statthalter verschaffte Aeppli uneingeschränkten

Zutritt zu den Baustellen; die erbosten Bauunternehmer besänftigte man mit einer Entschädigung für erlittene Zeitverschömnis.

Bald wurden an vielen Seeufern der Schweiz und des Auslandes ähnliche Funde gehoben. Dr. Ferdinand Keller, der während Jahrzehnten archäologische Funde publizierte — bekannt sind seine «Pfahlbauberichte» — ging als Entdecker der Pfahlbauten in die Forschungsgeschichte ein. Aepli wurde weitgehend vergessen, worunter er in späteren Jahren litt. Im Jahre 1870 liess er allen «Ehrsamen Mitgliedern der Zürcher Schulsynode» den achtseitigen Bericht «Die Entdeckung der Pfahlbauten in Obermeilen» zukommen, der ihm den Namen «Entdecker der Pfahlbauten» sichern sollte. Diesem Bericht wurde das obenstehende Zitat entnommen.

1915 gedachte der Maurmer Pfarrer und Historiker Dr. h.c. Gottfried Kuhn im Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, sowie im «Anzeiger von Uster» des 100. Geburtstages von Johannes Aepli. Die genannte Gesellschaft ehrte ihn 1954 — also 100 Jahre nach der Entdeckung der Obermeilemer Pfahlbaustation — zusammen mit der Gemeinde Meilen, indem sie am alten Schulhaus Obermeilen eine Gedenktafel anbringen liess und ihre Jahresversammlung als Gedenkfeier gestaltete.

* * *

Johannes Aepli hat zwar kein wissenschaftliches Werk hinterlassen. Sein Verdienst besteht jedoch darin, dass er als erster «Pfahlbaufunde» als bedeutende Zeugnisse früher menschlicher Tätigkeit erkannt und alles in seinen Möglichkeiten Stehende zu deren Rettung unternommen hat. Im entscheidenden Augenblick rief er die kompetenten Fachleute herbei und überliess sein reiches Fundmaterial entschädigungslos einer wissenschaftlichen Institution. Mehr konnte von ihm als einem Laien unter den gegebenen Verhältnissen auch nicht erwartet werden.

Werner Suter

Aus der Geschichte des Burgbrunnens

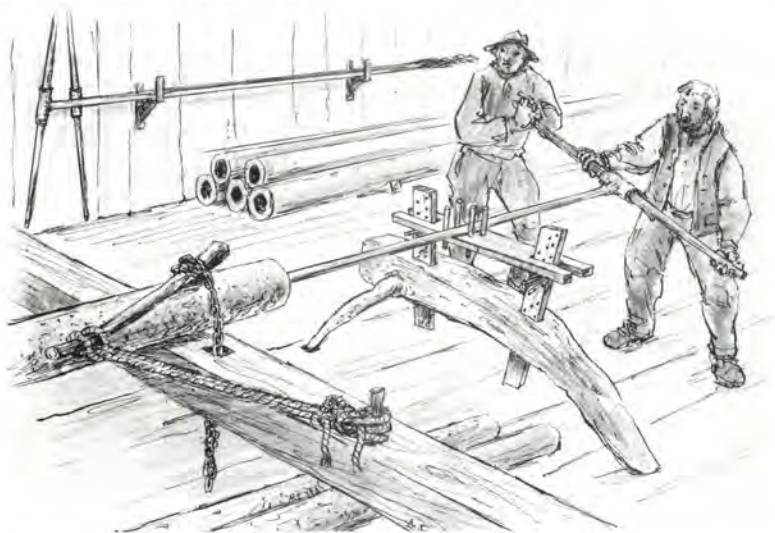
Im Frühjahr 1990 wurde der 138jährige Burgbrunnen in Maur, der am Zahn der Zeit beträchtlich gelitten hatte und undicht geworden war, durch einen neuen ersetzt. Dieser Brunnen, der heute vor allem zur Zierde des Dorfbildes dient, hatte früher im Dorfleben eine wichtige Funktion.

Erst seit 1910 nämlich verfügt Maur über eine Wasserversorgung, die die einzelnen Häuser und Ställe bedient. Vorher musste jede Haushaltung einer Brunnengenossenschaft angehören. Damit war sie berechtigt, am Brunnen ihres Quartiers Wasser für die Küche zu holen, das Vieh zu tränken, Kleider zu waschen, Fässer zu reinigen.

Früher plätscherten sechs Dorfbrunnen in Maur, der Burg-, der Oberdorf-, der Kirch-, der Linden-, der Spital- und der Kehlhofbrunnen. Drei davon verschönern noch heute das Dorfbild: der Burg-, der Kirch- und der Lindenbrunnen. Während der Burgbrunnen vom Gemeindewasserwerk gespiesen wird, besitzen der Kirch- und der Lindenbrunnen noch eine eigene Quelle. Das Kirchbrunnenwasser hat jedoch keine Trinkqualität, weshalb die Wasserröhre leider mit einem unschönen «Maulkorb» versehen werden musste.

Die Brunnen des Dorfes wurden von Quellen gespiesen, welche man am Hang gegen die Forch fand. Diese wurden in Brunnenstuben gefasst und bis Ende des letzten Jahrhunderts in hölzernen Rohrleitungen, sogenannten «Tücheln» zu den Brunnen ins Dorf geleitet. Zu deren Herstellung benützte man Tüchelbohrer, eiserne, bis drei Meter lange Handbohrer. Kräftige Leute durchbohrten damit dem Mark entlang ungefähr 20 Zentimeter dicke, bis 5,5 Meter lange Nadelholzstämmchen. Die so hergestellten Holzrohre wurden dann entweder mit ungefähr 30 Zentimeter langen Blechrohren, welche dem

Innendurchmesser entsprachen, oder mit dickeren, ausgehöhlten Holzrugeln, sogenannten Schließstücken, miteinander verbunden und als Holzleitung im Boden unterhalb der Gefriertiefe verlegt. Das hindurchfliessende Wasser bewirkte ein Aufquellen des Holzes, was die erwünschte Abdichtung der Fugen zur Folge hatte. Solche hölzerne Leitungen waren jedoch einem grossen Verschleiss unterworfen. Deshalb musste jeder Genossenschafter stets einige Tüchel bereit halten und schadhafte Leitungselemente damit turnusgemäss im Frondienst ersetzen.



Herstellung der Tüchel

Die Quelle für den Burgbrunnen befindet sich am unteren Ausgang des Aeschmertobels. In einem Scheidstock zweigte man bei der Burg einen Teil des Wassers in die Staubergasse und auf den Rain ab. Seine erste Erwähnung findet der Brunnen im «Gemeindebuch» von 1778, welches sich im Gemeindearchiv Maur befindet. Darin werden die wichtigsten vom Gerichtsherrn David Herrliberger übernommenen Akten und Beschlüsse aufgezeichnet. Es geschah dies durch Land-

schreiber Johann Ludwig Nüscheler, im Auftrag des damaligen Landvogts von Greifensee, Hans Conrad Keller. In diesem Gemeindebuch von 1778 wird im ersten und ältesten Entscheid unter dem Titel «Brief um den Brunnen so vor der Burg steht» am 6. Februar 1534 unser Burgbrunnen erwähnt. Fünf «Schiedleute»: Obervogt Marx Escher von Greifensee, Obervogt Johann Bleuler von Grüningen, Untervogt Jos Murer von Grüningen, Claus Bebi von Bertschiken und Hans Weber von Egg schlichten demgemäss einen Brunnenstreit zwischen den «Grebten und Eplen», zwei Familien, die damals in hohem Ansehen standen.

Die Aeppli residierten von 1424 bis 1652 als Gerichtsherren in Maur. Sie entstammten einem Herrengeschlecht aus Zürich, das sich in Maur ansiedelte und rasch vermehrte. Im Bevölkerungsverzeichnis aus dem Jahre 1634 trugen von 280 Personen nicht weniger als neunzig den Namen Aepli! Wie die andern Aeppli betätigten sich auch die Angehörigen der Gerichtsherrenlinie hauptsächlich als Bauern. Von 1460 bis 1600 wohnten sie nicht mehr auf der Burg, wie es sich eigentlich für Gerichtsherren gehörte, sondern in Bauernhäusern — zum Beispiel an der heutigen Burgstrasse 3 (also auf der westlichen Seite des Burgbrunnens) oder an der Stauber-gasse 7. Die Burg wurde in der Zwischenzeit von Zürcher Patrizierfamilien wie den Junkern Engelhard und zur Zeit dieses Brunnenstreites von der Familie von Grebel bewohnt.

Die Aepli und von Grebel standen laut diesem Brief wegen des Burgbrunnens in ständigem Streit. Wahrscheinlich unterbrachen die Aepli bei Trockenheit die Wasserleitung zur Burg. Die von Grebel verlangten nun von einem Schiedsgericht, dass die Aepli zurechtgewiesen würden. Warum sie nicht an das Landvogteigericht in Greifensee gelangten, das eigentlich dafür zuständig gewesen wäre, lässt sich nur erahnen. Der Gerichtsherr Aepli akzeptierte wahrscheinlich den Landvogt von Greifensee nicht als direkten Vorgesetzten,

sondern nur eine neutrale Schiedskommission, die von der Stadt bestimmt wurde. Diese Schiedskommission entschied nun, «...dass die Eppli und die Greblen, ihre Erben und Nachkommen, den Brunnen von dem Ursprung (von der Quelle) und der Stuben daoben einanderen sollen... guoter Gewohnsamen helffen, führen und leiten, hinein bis zum Stockh und Brunnenbeth, unabbrüchlich wie von alters hero. Da mögen dann die Greblen und ihre Nachkommen dannethin der Brunnen durch einen Hahnen nehmen und hineinführen in das Schloss ohne Widerred.» Eine weitere Vertragsurkunde, in welcher die Unterhaltungspflicht der Zuleitung und des Brunnens geregelt wird, wurde im Jahre 1650 vom Landvogt zu Greifensee besiegelt. Hundert Jahre später genehmigte Landvogt Müller ein weiteres Brunnenreglement.



Falsche Jahreszahl auf dem alten Burgbrunnentrog! Das ursprüngliche 1852 wurde – vermutlich anlässlich einer Renovation – in ein 1832 verwandelt.

Jakob Stauber, wohnhaft gewesen an der jetzigen Staubergasse 7, klagte 1792 die andern Teilhaber am Burgbrunnen beim Herrschaftsgericht Greifensee für den Schaden ein, der durch die Beschädigung eines Tüchels der Leitung vom Burgbrunnen zu seinem Hause entstanden war. Säckelmeister Zollinger auf der Burg, Müller Schulthess und die andern Teilhaber konnten jedoch beweisen, dass er am Schaden selber schuld sei. In einer Gegenklage belegten sie, dass Stauber eigenmächtig einen andern Schlüssel zum Scheidstock beim Burgbrunnen angefertigt habe, so dass der Brunnenmeister mit seinem Schlüssel das Wasser nicht mehr regulieren konnte. Die Klage Staubers wurde abgewiesen. Zudem musste er vier Pfund Sitzungsgeld, zwei neue Schlüssel und dem Untervogt seinen Taglohn bezahlen.

1850 wird ein neues Burgbrunnenbuch angelegt. Es beginnt mit einer Burgbrunnen-Ordnung, die 15 Artikel umfasst und von den zehn Genossenschaften unterzeichnet ist. Ihr Inhalt lässt sich wie folgt zusammenfassen:

1. Ein jeder Brunnengenössige soll gegen Erlegung eines «nach alter Genauheit» bestimmten Brunnenzinses und bei gemeinschaftlichem Unterhalt des Brunnens, der Brunnenstuben und der Wasserleitung «die Befugsame» haben, zu allen und jeden Zeiten für Mensch und Vieh von den Röhren und aus dem Brunnentrog Wasser zu beziehen.
2. Er darf unter den Röhren das Gartenkraut, Kabis, Wirz und Salat waschen; das Waschwasser in den Brunnentrog laufen zu lassen, soll aber gänzlich verboten sein. Vielmehr muss dieses «in den Schwall» geschüttet oder in einer anderen «Entleerung» des Brunnens (jedoch nicht auf der Strasse) ausgegossen werden.
3. Fässer dürfen «zur notwendigen Schwellung» angefüllt werden, dieselben aber dürfen «beim tranken des Viehs nicht hinderlich sein und länger als dreymal 24 Stunden dabeystehen bleiben», sonst fällt «der Eigenthümer in eine Busse von vier Batzen».
4. Auch dürfen unter den Röhren und in dem Brunnentrog «weder Jät, Kleider, Blunder, Geschirr noch anderes, was es immer sein und heissen möchte», geworfen werden.
5. Jeder Brunnengenössige ist verpflichtet, sobald er die Aufforderung vom Brunnenmeister erhält, die «nöthigen Tüchel» auf den Platz zu liefern und bei Legung derselben mit «dem dazu nöthigen Geschirr» zu erscheinen.
6. «Bey Legung der Tüchel» ist keiner derselben anzunehmen, wenn er nicht «am dünnern Ort fünf Zoll misst und völlig 18 Schuh lang oder überhaupt unbrauchbar ist».
7. Der Brunnenmeister hält genau Aufsicht über die Reinlichkeit des Wassers und reinigt wöchentlich einmal den Brunnentrog.

Anlässlich der «Brunnengemeinde» vom 29. Oktober 1850, an welcher diese neue Brunnenordnung genehmigt wurde, stellt Dr. Rieter, der Besitzer der Burg, den Antrag, einen neuen Brunnentrog anzuschaffen, da der jetzige baufällig sei und nicht mehr repariert werden könne. Er verspricht der Versammlung, die Hälfte daran zu zahlen, wenn die Genossenschaft gleichzeitig den alten Scheidstock ersetze. Der Antrag wird angenommen und zugleich beschlossen, dass auf jedes Haupt Vieh acht Batzen zum voraus an den Brunnen zu bezahlen sei. Ein Steinmetz aus Stäfa, dessen Name im Protokoll nicht erwähnt wird, liefert den Brunnen 1852.

Die Abrechnung über den neuen Burgbrunnen wird dann am 14. Oktober 1852 genehmigt. An Einnahmen wurden 100 Gulden und 13 Schillinge = 234.09 Franken, an Ausgaben 239.33 Franken ausgewiesen. Die Einnahmen führte man also noch nach der alten Währung, die Ausgaben aber in Franken und Rappen auf. (Zwischen 1850 und 1852 fand bekanntlich eine Währungsreform statt; ein Gulden wurde zu 2.32 Franken berechnet.) Dem Steinmetz in Stäfa mussten für den Brunnentrog und den Brunnenstock 170.33 Franken bezahlt werden. Der Kassier verrechnete für einen Gang nach Stäfa, wo er das Geld bei den Genossenschaftlern einziehen und eine Brunnenröhre besorgen musste, 1.50 Franken. Am Brunnentrog war auf beiden Seiten die Jahreszahl 1852 eingemeisselt.

Die Burgbrunnengenossenschaft existiert auch heute noch und zählt 15 Genossenschafter, wobei die Anteile auf den Liegenschaften im Umkreis des Burgbrunnens lasten. Das Wasser zum Burgbrunnen liefert nun das Gemeindewasserwerk. Die zwei Brunnen an der Staubergasse 1 und 7 werden jedoch wie seit Jahrhunderten von der Burgbrunnenquelle im Aeschmertobel gespiesen. Der Burgbrunnen selbst kann nötigenfalls sofort wieder an diese Quelle angeschlossen werden. Mit dem Erwerb und der Renovation der Burg durch die Gemeinde im Jahre 1976 wurde der Burgbrunnen als dominierendes Objekt am Eingang zum Burghof aufgewertet.

Als sich 1988 herausstellte, dass eine Reparatur der Risse im Trog sich nicht mehr lohnte, erklärte sich die Gemeinde bereit, der Burgbrunnengenossenschaft den defekten Brunnen zu ersetzen und die Kosten für einen neuen Brunnenstock und Trog, der weitgehend dem alten Brunnen entsprechen sollte, zu übernehmen. Im Frühjahr 1990 wurde der von der Firma J.+A. Kuster in Bäch für 22'000 Franken erstellte Sandsteinbrunnen — beidseitig mit der Jahreszahl 1990 versehen — zur Freude des Quartiers und aller Besucher der Burg an die Stelle des alten gesetzt.

Ernst Bachofen



*Eingangspartie zum Burghof mit dem Burgbrunnen.
Auf unserem Bild ist noch der alte Trog mit der Jahreszahl 1832
zu sehen (ersetzt im Jahre 1990)
Foto Uschi Meister*

«S'Häxehüsli uf dr Forch»

Zum 100. Geburtstag von Albert Bächtold

Albert Bächtold, dessen Geburtstag sich am 3. Januar 1991 zum hundertsten Male jährt, war in seiner letzten Lebens- und Schaffensepoche mit der Gemeinde Maur eng verbunden: In Aesch hatte er sich — obwohl praktisch mittellos — ein kleines Häuschen (das heutige «Bächtold»-Haus) erstehen können, ein Refugium im Grünen, in dem er an seinen Mundart-Romanen arbeitete und sich vom Getriebe der Stadt Zürich erholte. Da er als bekannter Schriftsteller und eigenwillig-liebenswürdige Persönlichkeit allenthalben wohlgekommen war, luden ihn freundliche Nachbarinnen häufig zur «lateinischen Zehrung» ein. Begegnungen im Dorf und — vor allem — sein «Hexenhäuschen» hat er in seinem Werk mehrfach anschaulich beschrieben.

Als ihn die Last des Alters in seiner Beweglichkeit mehr und mehr einschränkte, sah er sich 1980 gezwungen, seine Bleibe auf der Forch aufzugeben. Er verkaufte sein Haus der reformierten Kirchgemeinde, die es renovierte und seitdem als Versamlungs- und Diskussionsstätte der Öffentlichkeit zur Verfügung stellt.

Zum Gedenken an Albert Bächtold veröffentlichen wir im Folgenden eine kurze Beschreibung seines Lebens, die aus der Feder seines Biographen, des ehemaligen Schaffhauser Ständerats Kurt Bächtold stammt. Mit der freundlichen Erlaubnis des Präsidenten der Albert Bächtold-Stiftung, Herrn Hans Ritzmann (Wilchingen), drucken wir ferner aus dem Erinnerungsbuch «S isch groote» eine für Bächtolds Stil kennzeichnende Aeschmer Episode ab, in deren Mittelpunkt des Dichters «Häxehüsli» steht.

H.U.V.



Col. Dachselt

Albert Bächtold

* 3. Januar 1891 in Wilchingen,

† 28. Oktober 1981 in Grüningen

«Wann und wo ein Schriftsteller geboren wurde und gelebt hat, wo er in die Schule ging und was sein Leben war, ist Schulmeisterquatsch: wichtig ist allein, was er geleistet hat», schrieb Albert Bächtold im Jahr 1970 als bereits weitbekannter Autor und Mundartdichter einem Zeitungsredaktor, der ihn der Leserschaft in einem kurzen Lebenslauf vorstellen wollte. So bezeichnend diese unwirsche Abkanzelung für Albert Bächtold sein mag, seine Behauptung trifft für ihn selber keineswegs zu. Vielmehr sind sein Leben und Werk so eng miteinander verknüpft, dass sich das eine nicht vom anderen trennen lässt. Mit wenigen Ausnahmen sind seine Bücher Entwicklungsromane, in denen er in dichterischer Freiheit seinen eigenen bewegten Lebenslauf darstellt.

Albert Bächtold wurde am 3. Januar 1891 in Wilchingen geboren, dem geliebten Chilchdoorf seiner Werke, als Bürger von Schleithem, wo seine Familie («talslaite von Slate») 1310 erstmals nachgewiesen ist. Sein Vater, der «Tischelfink» der ersten Jugendromane, war im Herbst 1882 als Lehrer an die Schule des Klettgauer Weinbaudorfes gewählt worden und hatte gegen den Willen des cholerischen Dorfkönigs Johann Böhm dessen Tochter Emma geheiratet. Er starb im Alter von nur 37 Jahren und liess die Witwe mit ihren fünf Kindern in bedrängten Verhältnissen zurück.

Zum Grunderlebnis in Albert Bächtolds Jugendzeit wird der Existenzkampf seiner Mutter, die im Dorf ein kleines Ladengeschäft führte und mit Eiern und Butter die Schaffhauser Wochenmärkte besuchte, wo sie hundert Demütigungen auf sich nehmen musste. Ihr hat er das prachtvolle Buch «Hannilipeter» gewidmet, das Porträt einer Heldin und Dulderin, die

sich für ihre Kinder aufopfert. Hier beginnt Bächtolds eigenes Drama. Wie er selber bezeugt, hinterliess die starke Bindung an die Mutter einen Oedipus-Komplex, der ihm das Zusammenleben mit einer anderen Frau erschwerte. Seine beiden Ehen scheiterten. Armut und stete Geldknappheit prägten sich dem Knaben ein als ein Trauma, das seine Einstellung zum Materiellen bestimmte.

Als Fortsetzung des «Tischtelfink» und des «Hannilipeter» schilderte Albert Bächtold in «Studänt Räbme» seine Erlebnisse am Schaffhauser Lehrerseminar. Er war ein aufsässiger und kritischer Schüler, der fand, dass der Unterricht einseitig den Intellekt fördere und die seelischen Kräfte verkümmern lasse, ein Vorwurf der Schule gegenüber, den er auch später immer wieder erhob, als er zum Dichter und Mahner geworden war.

Seine Protesthaltung fand ihren Höhepunkt an der Lehrprüfung, die der Zwanzigjährige im Frühling 1911 zu bestehen hatte. Im Aufsatz übte er ebenso heftige wie ungerechte Kritik am Schulsystem sowie an den Lehrern und stiess die Experten provokativ vor den Kopf. «Wänn dr Tiräktter — en gebürtige Wilchinger — nid e Aug zuetruckt und uffgrundet hett, wäär i duregheit und hett Russland nie z gsä übercho.» Diesem Schuldirektor (Julius Gysel) hat er im «Studänt Räbme» ein Denkmal gesetzt.

Im Randendorf Merishausen trat Albert Bächtold eine Lehrerstelle an und war so zum erstenmal der Geldsorgen enthoben. Nach zwei Jahren trat eine überraschende Wende in seinem Leben ein. Er erhielt das Angebot einer Hauslehrerstelle auf einem russischen Adelsgut bei Kiew. Vor die Wahl gestellt, entweder eine bürgerliche Normallaufbahn einzuschlagen oder in die Welt hinauszuziehen, entschied er sich seinem Charakter gemäss für das Abenteuer.

Vom Frühjahr 1913 bis zum Herbst 1918 lebte Albert Bächtold in Russland. Seine Erlebnisse fanden ihren Niederschlag in den beiden Bänden «Pjotr Ivanowitsch», den dramatisch-

sten und fesselndsten seiner Werke. Der bequemen Hauslehrerstelle wurde er bald überdrüssig, weil er das Adelsgut als goldenen Käfig empfand. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zog er nach Moskau, wo er eine Kaufmannslehre in einer Firma absolvierte, die optische Instrumente für die russische Armee herstellte.

Hier geriet er in die Wirrnisse und Kämpfe der Revolution hinein, deren Schilderung zeitdokumentarischen Wert besitzt. Obwohl der Schweizer Demokrat von der Notwendigkeit sozialer Reformen und vom Sturz des Zarenregimes überzeugt war, widerte ihn der Terror an; er wurde zum leidenschaftlichen Gegner des Marxismus.

Im Oktober 1918 kehrte Bächtold mit einer Zugskomposition, die Lenin selber den Russlandschweizern zur Verfügung stellte, in die Schweiz zurück, bis zum Skelett ausgehungert und aller Ersparnisse beraubt. Mit Hilfe eines reichen Onkels versuchte er das akademische Studium nachzuholen und immatrikulierte sich an der juristischen Fakultät der Universität Zürich. Der Versuch missglückte. Der Achtundzwanzigjährige, den das Leben zum Augenzeugen welthistorischer Ereignisse gemacht hatte, war dem Schul- und Studentenbetrieb entwachsen.

Die Lust am Abenteuer trieb ihn fort. Gegen alle Widerstände setzte er seine Idee durch, in den Vereinigten Staaten Unterstützungsgelder für die verarmten Russlandschweizer und Emigranten zu sammeln. Anfangs Dezember verliess er Europa in Boulogne auf einem holländischen Dampfer.

In Amerika hielt Albert Bächtold Vorträge über den selbsterlebten Wandel vom zaristischen Russland zur kommunistischen Sowjetunion. Vor allem wurde seine Reise zum Weg in den eigenen materiellen Erfolg, dargestellt im Buch «De Silberstaab». In Chicago entdeckte er den tragbaren Kofferkinno, den die amerikanische Armee für die Soldaten auf den europäischen Kriegsschauplätzen hergestellt hatte. Da regte sich in ihm der Geschäftssinn: «Da wäär öppis für dihaa i der

Schwiiz, e neu Exischtänz wäärs für de abprännt Russland-schwiizer». Er beschloss — nach seinen eigenen Worten — die Kuh in den Stall zu stellen und zu melken. Als Generalvertreter kehrte er mit dem modernen Wunderapparat nach Zürich zurück und baute in kurzer Zeit ein blühendes Geschäft auf mit Unteragenturen in den Hauptstädten Europas.

In den goldenen zwanziger Jahren verdiente der Geschäftsmann Albert Bächtold nach eigenen Aussagen Geld wie Heu. Nach der armseligen Jugend, den Hungerjahren in Russland und den Geldnöten des Heimkehrers brach in ihm unwiderstehlich ein Hang zum Geldverschwenden und Protzendum durch. Er erlag dem Autofimmel, kaufte den teuersten Rennwagen Zürichs, heiratete ein reizendes Mannequin, wurde Dauergast auf der Rennbahn Oerlikon, Freund des Ballonfahrers Tilgenkamp und des Flugpioniers Mittelholzer. Seine Schilderungen tollkühner Flüge sind authentisch. Mit bissigem Spott hat er sich später selber karikiert, als den Stutzer und Hochangeber, der vom Russland-Bächtold zum Amerika-Bächtold geworden sei, vom Sucher zum Geniesser. Mitten im Reichtum spürte er die innere Leere.

Mit dem New Yorker Börsenkrach vom Oktober 1929 endeten die goldenen zwanziger Jahre und begann die grosse Weltwirtschaftskrise mit ihren politischen Folgen. Von der Katastrophe betroffen wurde auch der Grosskaufmann Albert Bächtold, dessen Aktien zu Nonvaleurs absackten und dessen Firma in Chicago Bankrott machte. Er gehörte zu den zahllosen Existenzen, welche die Nöte der Arbeitslosigkeit kennenlernten. In einem Zürcher Männerheim fand er Unterkunft, verbrachte die kalten Wintertage in der Pestalozzi-Bibliothek und ernährte sich mühsam durch Vorträge und Journalismus. Dabei bestätigte sich sein angeborenes Rede- und Schreibtalent.

Das Erstaunlichste in Bächtolds Leben ist die Wandlung vom Geschäftsmann zum Schriftsteller, vom Geld zum Geist. Zur Geburtshelferin wurde die Not. Hätte sich seine wahre Bega-

bung auch ohne den Niedergang seiner bürgerlichen Existenz durchgesetzt? Er selber schreibt in seinem Tagebuch: «Wän da Uugfell im Gschäft und di schlächti Ziite nid cho wäärid, wäär de Peter Räbme en Gältverdiener plibe und sii Läbe wäär kan Rappe wäärt gsii.»

Noch als alter Mann staunt er über seine Metamorphose, über das Erwachen der schlummernden Geistesgaben. «Cha sich en Mäntsch däwäg wandle, dan im alles nüüt me saat und ers gar nümme ome wett, giits da würllich? Aber ich bi sübe Tood gstoorge, bis das ase wiit gsi ischt», bekennt er in seinem Alterswerk und Lebensrückblick «D Haametstimm».

In den langen Jahren der Arbeitslosigkeit schrieb Albert Bächtold sein erstes Buch «Das Gasthaus zum Engel» in schriftdeutscher Sprache über das Leben und Wirken seines Grossvaters, des Wirts und Politikers Johann Böhm in Wilchingen. Am 24. September 1937 las er im Haus des Zürcher Dichters und Kunstmäzens R.J. Humm vor einem Kreis von Schriftstellern aus seinem Erstlingswerk vor. Er erntete wenig Beifall. Die Fachleute bezeichneten seinen Roman als misslungen, seine Sprache als geschraubt und gestelzt.

Auf ihren Wunsch las der Unglückliche hernach noch eine Erzählung in der Klettgauer Mundart vor, «D Wiiberpmaand», die Komödie einer Hebammenwahl in Wilchingen, die eine Zeitschrift kurz zuvor veröffentlicht hatte. Sogleich erkannten die Zuhörer die erzählerische Begabung des Verfassers. «Si mönd öppis mache, wo iren Stämpel hät, und da häts bim Dialäktgschribne. Dän sind Sie de Räbme, disewäg sind Si blooss ann vo Hunderte», redete ihm sein Freund und Gönner R.J. Humm zu.

An jenem Abend wurde Albert Bächtold, wie er selber in seinem Buch «De ander Wäg» mitteilt, zum Dialektschreiben verurteilt, was er zuerst als Erniedrigung empfand. In den folgenden Monaten schrieb er seinen Erstling in die Mundart eines «verlorenen Grenzwinkels» um. Erst allmählich und mit wachsenden Erfolgen begriff der «Verurteilte», dass der Dia-

lekt für ihn eine Chance sei. Er nahm den Auftrag, ein Bannerträger der oft missachteten Mundart zu sein, an und gehorchte ihm bis an sein Lebensende.

Mit diesem Entscheid war auch Bächtolds Bohème-Zeit beendet. Nach der zweiten Ehescheidung führte er fortan nahezu das Leben eines Mönchs und schuf in seiner Klausen im Zürcher Niederdorf und seiner Einsiedelei, einem Häuschen auf der Forch, ein Gesamtwerk, dessen Umfang angesichts der Kürze der Zeit, die ihm noch zur Verfügung stand, erstaunlich ist. Mit eiserner Arbeitsdisziplin legte er weitere Bände der Entwicklung und Reifung des Peter Rebmann vor. Ausserhalb dieser Reihe stehen «De goldig Schmid», die selbsterlebte Geschichte der Verarmung eines Neureichen, und «Wält uhn Liecht», der Aufenthalt des am Star erkrankten Verfassers in einer Augenklinik. Als seine schöpferischen Kräfte nachliessen, hielt Albert Bächtold eine Nachlese in der Form kleiner, meist heiterer Erzählungen mit den Titeln «Am Wäg no», «Silbertischtle» und «Noosüechle».

Mit der Hinwendung zur Mundart verband Bächtold die Rückkehr zur Klettgauer Heimat, der er lange fern geblieben war. Zwar liebte er die Wohnstätte in Zürich, wo er geistige Anregungen empfing und als kauziger Einzelgänger leben konnte, doch bedurfte er, um seine Werke schreiben zu können, des Heimwehs und des frischen Trunks aus der Quelle der Mundart. Oft erschien er in seinem «Chilchdoorf» Wilchingen, um den Leuten nach Luthers Geheiss «aufs Maul zu schauen» und in seinem Notizbüchlein Dialektworte und Redensarten festzuhalten. In harter, oft geradezu selbstquälerischer Arbeit suchte er nach dem richtigen Ausdruck und der besten Schreibart. Es ist seine grosse Leistung, die Phonetik der Schaffhauser Mundartssprache geschaffen zu haben. Mit missionarischem Eifer trat er für ihre Erhaltung ein. Nichts konnte ihn mehr erzürnen, als wenn er einen Mitbürger die Muttersprache misshandeln hörte. Das erschien ihm wie ein Verrat an der Heimat.

Manchen Zeitgenossen blieb Albert Bächtold ein Rätsel, weil seine dunkeln Seiten und Widersprüche in einem so seltsamen Kontrast standen zur Heiterkeit und zum Humor seiner Bücher. Er litt oft unter Depressionen. Der Arzt, der ihn wegen seiner inneren Unruhen und nervösen Störungen behandelte, sagte ihm tröstend, wie man in seinem letzten grösseren Werk «S isch groote» nachlesen kann: «Wa wönd Si, mer sind alli Neurotiker, no d Schoofschöpf sind normaale. Sind Si froh, da Sie die Uurue händ, da ischt e Gschänk, wo Ine s Schicksaal macht und Si söttid tankbaar sii statt jöömere».

Bächtolds künstlerische Leistungen wurden entgegen seinen zeitweiligen Behauptungen zu Lebzeiten durchaus anerkannt. Für «De goldig Schmid» erhielt er den grossen Preis der Büchergilde; es folgten der Hebel-Preis, der Bodensee-Literaturpreis und andere Anerkennungen. Namhafte Wissenschaftler wie die Professoren Karl Fehr und Werner Weber würdigten sein Schaffen. Die Wilchinger machten ihren durch Vorträge, Radio- und Fernsehsendungen bekannt gewordenen Dichter zum Ehrenbürger. Das Reallexikon für deutsche Literaturgeschichte nennt ihn ein ursprüngliches episches Talent, «einen hervorragenden Vertreter erzählender Prosa schlechthin».

Was in seinem Werk fesselt, ist die Bildhaftigkeit und Kraft der Sprache, die den Beweis erbringt, dass sich durch das Können eines Meisters selbst Szenen der russischen Revolution in der Mundart darstellen lassen. Bewundernswert bleibt der Lebenslauf eines Menschen, der nach seiner inneren Umkehr kompromisslos und unbeirrt, wenn auch manchmal erbittert über das Unverständnis der Muttersprache gegenüber, seinen Weg ging, im Wissen, mit dem Dialekt nur einen beschränkten Leserkreis zu erreichen.

Am Sonntag, 4. Januar 1981, fand im Gemeindesaal zu Wilchingen eine öffentliche Feier zum 90. Geburtstag Albert Bächtolds statt. Der greise Dichter las selber aus seinem Werk «D Haametstimm». Bald darauf erlitt er einen Schwächean-

fall, so dass sich die Übersiedlung in ein Alters- und Pflegeheim nicht mehr umgehen liess. Im Zürcher Landstädtchen Grüningen endete am 27. Oktober 1981 das Leben des Schriftstellers und Kämpfers für die Mundart. Die Beisetzung der Urne erfolgte auf dem Friedhof zu Wilchingen. Der Kreis hatte sich geschlossen. Im Tod war Albert Bächtold in seine Heimat zurückgekehrt.

In seinem Notizbuch finden sich die Worte: «Im Härze von Lüüte mo me sii und nid i der Literaturschicht; wa i däre inne stoht, uf da pfiiff ich!»

Kurt Bächtold



*«S'Häxehüsi uf dr Forch» im Jahre 1990.
Foto: Uschi Meister*

Erinnerige a d Forch:

Manchmol isch me au radikaal am ene Rumpf, da-s am richtig stinkt und am alls zom Hals uuslamped, buechstäblich alls, alls en Lätsch a amm häremacht und me sich i sir aagne Huut we en Frönde voorchunnt. Au da giits.

Und dän, wa macht de Mäischter, wäns im ase zmuert ischt? De Lade zue macht er. Und hauts ap i s Schlöfli uf der Forch obe.

Han ich rächt ghöört, Schlöfli?

So säged im no d Lüüt, wo dert dihaa sind: «s Schlaatemer Schlöfli».

S hät blooß aa Stube, aber e schööni, grooßi; mit ere Balketili ! Und s ischt pmüetlich iigricht; me siet im chliinschte Bitzili aa, da-s mit Liebi pmacht ischt. Und e Gäärtli häts; nid gröößer weder e Schnupftuech. Aber e Bischuggili vom ene Gäärtli.

Dert obe, Schwöschter Rosalie, cha sich de «Mäischter» richtig erhole. Und für da hät er-s au kauft und uuspau. Ha jo i amm vo miine Buechere («D' Haametstimm») uusfüerlich dervo prichtet, wen i derzue cho bi, wen i s pmacht, min aagne Archidäkt gspilt ha - zo mim Schade ! - und alls.

Ha au dert obe en Fründ. Markus haaßt er; vierjöhrig; e häilos ufgweckt Pürschtili we alli, wo Markus haaßed. —

Emol rüeft er vo der Stäge häär:

Härr Bächtold, tönd Si Iren Oobedspaziergang

make? Mönd Si ka Brülle me haa, händ Si ka Augeweh me? Si mönd nid an Bode abeluege, Si mönd an Himmel ueluege; dert hät de Liebgott si Huus, e schöös, großes. Da ischt en liebe, dä waaßt alls, wa miir mached. Wäge däm häts so grooßi Fänschter a üüsem Huus, dan er cha luege, ob mer braaffsäjid. Etz mon i aber ue. Guetnacht, Härr Bächtold!

Emol isch er we vom Äärpode verschwunde gsii. Suß hät me-n tagii-taguus gsäh und siini Spruch ghöört. Etz uf aamol niene kan Markus.

Dä ischt i d Ferie, han ich tänkt, und ha mer wiiter kani Gedanke pmacht.

Aber am ene Oobed rüefts zom Fänschter uus:

Härr Bächtold, ich bi wider gsund!

Isch de Markus chrank gsii???

Jojo, ganz fescht. Ich ha möse i s Bett. Und me hät möse de Härr Tokter hole. S Müeterli hät gsaat, me mäu Härr Tokter säge, suß chöm er nid. Jojo!

Jaa und wo häts der dän gfählt?

Niene. Er hät mi möse impfe. Gege d Giffterii. Zaag Ene-s dän. Me siets ganz guet.

Volle Stolz hät er da gsaat, min Mäischter Markus, da me wäge ämm hät möse de Härr Tokter hole.

Aber iez bin i wider gsund. Moorn taar i wider verabe. Guetnacht Härr Bächtold. Chömed Si dän wider emol zo üüs cho ge Kaffi trinke. S Müeterli häts au gsaat!

In andere Chinde bin ich «de Maa, wo Gschichte

schriibt». Di gröößere wüssed natüürlich de Name und säged en au. Aber in Chläine bin ich aamfach «de Maa, wo im Häxehüüsli dihaa ischt». Wo me aber nid mäu füürche, er täu amm nüüt! Und si bringed mer Blüemli, dan ich e schööni Stube häi am Sunntig!

Aas hät sogaar emol gsaat grüezi Härr Pfarer, wil ich manchmol e schwarz Pulihämb aaha.

Und welewäg au suß en würdige Härr sind! lachet d Schwöschter.

Möglich, Verehrtishti, möglich.

Und si chömed mer cho gueti Rööot gee:

Wän Si dän emol Chind überchömed, und Si chaufed ene e Velo, mönd Si säge, si töörffid nid uf d Strooß usse mit, wo-s Auto häi, mäuid schöö bim Huus zue bliibe. Und nid inenand iefahre, suß mäu me s Velo flicke. Und dän säis nümme neu!

Manchmol chunnt au aas zo mer häre und nimmt mi a der Hand und lauft mit mer. Und öppis Schöönners, Schwöschter, säg ich Ine, cha-s uf der liebe Wält nid gee als e Chind, wo Zuetraue zo amm hät und sich füere loot.

Au en Pfarer hämmer — en rächte also, nid dä von Chinde, wo Bächtold haaßt und kan Pfarer ischt —, en richtige, gstudierte Pfarer. treue Kämpfer i sim hütt so schwääre Amt. Iiferige Aposchtel vor dem Herrn. Grooße Fründ vo der Juced und von Aalte und Gebrächliche.

Und e seelegueti Pfarrfrau; aani vo däne, we mi Mueter gsi ischt, wo me cha «s Härz uusschütte» und nid blooß mit fromme Sprüche abgfergget wüürt. Si manet mi ganz a miini Mueter.

Bäidi, de Härre Pfarer und si Frau, sind d Güeti sälber, jedes a sim Blatz, we-s sich ghöört. Aber etz ischt äär pensioonsriiff; und dän gönd si furt.

Si wäarded amm fähle, di bäide Guete. Und wie wäarded si amm fähle!

I der Stube im «Schlößli» obe hanget a der Wand en änglische Stich, won ich vor meh als driiße Johre z London kauft ha; me hät, wä me gwüßt hät woo, i däm London chöne di räinschte Schätz finde, wo sich de Adel noch em Zwäite Wältchrieg hät möse iischränke.

Uf däm Bild siet me s Meer und e Sägelschiff, en Dräimaschter, i voller Fahrt. No da Schiff, suß nüüt. Und s Meer ischt uuruig, s Schiff hät z kämpfed.

Mich hät dä Stich wäge däm so packt, won i-n s eerschmol gsäh ha, und packt mi au hütt no alimol, wän i-n aaluege, wil s Schiff so mo kämpfe, und wil i s Gfüel ha, da Schiff säi s Äbebild vo mim Läbe.

So isch mi Läbe gsii: e Räis und en Kampf uf em wiite, uuruige Ozeaan.

Auszug aus «S isch groote» von Albert Bächtold,
Verlag Peter Meili, Schaffhausen, 1972.

25 Jahre Gemeindebibliothek

Öffentliche Bibliotheken gehören zu den sinnvollsten Einrichtungen unseres kulturellen Lebens. Gerade heute, in einer Zeit, die über Fernsehen, Film, Plakat und Illustration unseren Alltag «visualisiert», haben sie für die Erhaltung der Lesefähigkeit und der Lesefreude eine zentrale Funktion. Ob ihr Angebot beim Publikum das wünschbare Echo findet, hängt von verschiedenen äusseren Umständen ab: Die Räumlichkeiten müssen freundlich, einladend und bequem zugänglich sein; das Sortiment darf über den ästhetischen und pädagogischen Kriterien die aktuellen Interessen der Leserschaft nicht vernachlässigen; es bedarf eines versierten, geduligen und entgegenkommenden Personals. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, ist in der Regel ein reger Zuspruch zu öffentlichen Büchereien auch in unseren Tagen gesichert.

In Maur wird die Gemeindebibliothek von den Behörden angemessen unterstützt. Allein im Jahre 1990 leistete die politische Gemeinde eine Subvention von 25'000 Franken; die reformierte Kirchgemeinde und der Kanton Zürich zahlten 1'000 und 1'500 Franken an den Betrieb. So notwendig und willkommen diese finanziellen Hilfen sind, für sich allein garantieren sie eine lebendige Beziehung zwischen Bibliothek und Bevölkerung nicht. Erforderlich ist dazu der nimmermüde Einsatz vieler Helferinnen und Helfer, die sich, meist nebenberuflich, zur Propagierung der Buch-Lektüre zur Verfügung stellen.

Im Jahre 1990 konnte unsere Gemeindebibliothek ihr 25jähriges Jubiläum feiern. Lilly Rohner, die von 1985 bis 1990 die Bibliothekskommission präsidierte, gibt zu diesem Anlass einige Hinweise auf die bewegte Geschichte der Maurmer Bücherei.

H.U.V.

In unserem Gemeinwesen existieren öffentliche Büchereien in Maur, Aesch und Ebmatingen. Alle drei bilden die Gemeindebibliothek; sie unterstehen einer gemeinsamen Bibliothekskommission. Im Mai 1990 konnten sie ihr 25jähriges Jubiläum feiern.

Bibliotheken gab es in unserer Gemeinde allerdings schon viel früher. In der «Geschichte des Schulwesens der Gemeinde Maur» von Pfarrer G. Kuhn lässt sich darüber folgendes nachlesen: «Die Lehrer unserer Schulen bestrebten sich hie und da, ihren Schülern für geeigneten Lesestoff zu sorgen und suchten zu diesem Zwecke Jugendbibliotheken zu gründen. Einige dieser Versuche hörten bald wieder auf. Nachdem die angeschafften Bücher zerlesen waren, fehlte für Neuanschaffungen das Geld. Zum ersten Mal werden solche Bibliotheken erwähnt für Maur und Ebmatingen im Jahre 1854. Sie sind aber bald wieder eingegangen. Eine Neugründung erfolgte zu Maur 1867 mit 46 Bänden.»

Von da an bestanden in allen Schulhäusern kleinere Bibliotheken, die wissensdurstige Schüler mit Lesestoff und erbaulicher Literatur versorgten. In Aesch begann 1929 Lehrer Paul Heusser mit dem Aufbau einer neuzeitlichen Schulbibliothek. Erst 1956 erhielt er von Gemeinde und Schule finanzielle Unterstützung. Auch in Ebmatingen zeigte sich ein Bedürfnis für eine Bibliothek. 1962 verhalf Gustav Mugglin dem kurz vorher gegründeten Ortsverein Binz-Ebmatingen mit Hilfe der Pro Juventute zu einem Bestand von 250 Bänden!

Nun wurde auch der Gemeinderat aktiv. 1963 beauftragte er die Kulturkommission mit der Koordination der bestehenden Büchereien. Diese bildete einen Ausschuss, der die Bedürfnisse der einzelnen Gemeindeteile abzuklären hatte, und bereits 1964 konnte im alten Gemeindehaus in Maur eine erste Bibliothek eröffnet werden.

Mit der Konstituierung der Bibliothekskommission entstand 1965 die Gemeindebibliothek Maur. Die Sortimente der Schulbibliotheken gingen in deren Besitz über und bildeten





Unsere Bibliothek wird von
jung und alt besucht.

*Auf der linken Bildseite betreut
Hanni Schweizer in Maur junge
Leseratten aus dem Schulhaus Pünt,
rechts unterhält sich Doris Reimann
in der Bibliothek Aesch mit einer
wissbegierigen Pensionärin aus
dem Zollingerheim.*

Fotos Silvia Voser

mit 1500 Bänden den Grundstock im Bücherangebot der neuen Institution. Heute verfügt sie über mehr als 12'000 Bücher!

Erster Präsident der Bibliothekskommission war Gründungsmitglied Gustav Mugglin. Ihm folgten 1973 Peter Wagner, 1975 Doris Reimann, 1982 Menga Domenig, 1985 Lilly Rohner und 1990 Elfie Breitschmied. Das Steuer der Bibliothekstroika ist somit seit 15 Jahren fest in weiblicher Hand. In weiblicher Hand war von Anfang an auch die Leitung der drei Bibliotheken.

Gegenwärtig hält in Maur Hanni Schweizer, in Aesch Doris Reimann und in Ebmatigen Cornelia Weber dieses Amt inne. Verantwortungsbewusst und mit viel Einsatzfreude betreuen sie «ihre» Bibliothek, immer darauf bedacht, die ihnen anvertrauten Gelder der öffentlichen Hand in ein möglichst umfassendes Bücherangebot umzusetzen. In Aesch hat zudem als Zeichen der Zeit die Kassette Einzug gehalten.

Eine recht wechselhafte Geschichte haben die Räumlichkeiten hinter sich. Einzig die gemütliche Bücherstube behauptet sich seit Anbeginn im alten Gemeindehaus. Die räumliche Enge, die mit einer gutdurchdachten Einrichtung aufs äusserste ausgenützt wird, trägt viel zu ihrem Charme bei.

In Aesch machte die Bibliothek eine wahre Odyssee durch mehrere Schul- und Bastelräume mit, immer nur mehr oder weniger geduldet von den Mitbenützern. Heute aber hat sie ihren definitiven Standort gefunden, und zwar im Untergeschoss des Zollingerheims. Der moderne, helle Raum präsentiert sich den Besuchern aufs angenehmste auch bei längerem Verweilen.

Ein eigentliches Kellerdasein führt die Bibliothek in Ebmatigen. Am Anfang war sie im Lehrerzimmer, dann wurde sie aus Platzgründen ausquartiert und in einem umgebauten Duschensraum im Keller untergebracht, wo sie auch den Lehrern zu Unterrichtszwecken dienen musste. Der Raum selber ist gemütlich und doch zweckmässig eingerichtet; der einzige

Nachteil besteht darin, dass Unkundige den Zugang nicht so leicht finden. Vielleicht ergibt sich aber mit der Zeit auch hier eine bessere Lösung.

Eines aber gibt den Gründern und den Leiterinnen der Bibliotheken recht: Die Freude am Lesen zu fördern, ist eine wichtige Aufgabe der öffentlichen Hand, und die Entwicklung, die die Gemeindebibliothek in den letzten 25 Jahren genommen hat, erfreut Literaturfreunde und Leseratten, jüngere und ältere.

Lilly Rohner



Lilly Rohner, Präsidentin der Bibliothekskommission von 1985 bis 1990, inspiziert die Bücherei im alten Gemeindehaus Maur. Foto Uschi Meister

Maurmer Chronik 1990

Urnenabstimmungen

- am 25. Februar (Behördenwahlen)
- am 1. April (Behördenwahlen)
- am 10. Juni (Erweiterung des Werkhofes, angenommen)
- am 23. September (ohne kommunale Geschäfte)
- am 2. Dezember (ohne kommunale Geschäfte)

Bürgergemeinde

Von der Bürgergemeindeversammlung wurden eingebürgert:

Iskenderian-Alex, Haroutioune Alex Hanna, 18.11.1969, jordanischer Staatsangehöriger, In der Chalen 2, Ebmatingen,

Rospym, Oldrich, 19.7.1942, Rospym, Jindriska, 8.10.1945, und Rospym Monika, 5.7.1972, tschechische Staatsangehörige, Im Dorfacher 15, Forch.

Einwohnerzahl der Gemeinde: 7212

(Stand Ende September 1990)

Gemeindeversammlungen

Donnerstag, 18. Januar 1990

(347 anwesende Stimmberechtigte)

Politische Gemeinde

Änderung des Siedlungs- und Landschaftsplanes der kommunalen Richtplanung. Zuweisung der Grundstücke Kat.Nr. 5331 bis 5333 in Ebmatingen vom Gebiet mit hohem Anteil öffentlicher Bauten ins Wohngebiet.

— *mit eindeutiger Mehrheit wird der Richtplan geändert.*

Ändern bzw. Ergänzen der Nutzungsplanung (Bau- und Zonenordnung). Insgesamt werden acht Änderungen vorgeschlagen. Diese ergaben sich zum Teil aus Rekursentscheiden des Regierungsrates, andererseits aus Anpassungen auf Vorschlag des Gemeinderates. Die beiden wichtigsten Punkte sind die Zuweisung des Gebietes «Tiergärtli» zur Wohnzone und eine Erhöhung der Ausnützungsziffer in allen Wohnzonen.

— *eine grosse Mehrheit heisst alle Anträge gut.*

Übernahme der Liegenschaft Assek.Nr. 922 (Loorensaal) von der Schulgemeinde ins Eigentum der Politischen Gemeinde.

— *mit grosser Mehrheit angenommen.*

Erweitern des Stellenplanes um eine Hauswartstelle für das Besorgen diverser gemeindeeigener Liegenschaften.

— *mit eindeutiger Mehrheit bewilligt.*

Kredit von 320'000 Franken für die Erstellung von Notun-

terkünften für Asylbewerber und Obdachlose auf der gemeindeeigenen Liegenschaft in der Baulinie der geplanten Umfahrungsstrasse Ebmingen-Aesch.
— *der Kredit wurde mit eindeutiger Mehrheit angenommen.*

Freitag, 16. März 1990

(80 anwesende Stimmberechtigte)

Politische Gemeinde

Abnahme der Bauabrechnungen

- Wasserleitung Zürichstrasse in Binz
- Umbau des Jugend- und Freizeithauses Looren
- Umbau des «Heiri-Hüüsli» in Binz

alle drei Bauabrechnungen mit grosser Mehrheit genehmigt.

Verabschiedung des Projektes Erweiterung des Werkhofes in Ebmingen und des hierzu erforderlichen Kredites von 2'760'000 Franken zu Handen der Urnenabstimmung.
— *mit eindeutigem Mehr angenommen.*

Montag, 18. Juni 1990

(116 anwesende Stimmberechtigte)

Politische Gemeinde

Abnahme von Bauabrechnungen

- Wasserleitung Schulhaus-/Aeschstrasse
- Gestaltung Dorfplatz Maur mit Bushaltestelle
- Umbau der «Mühle» in Maur

alle drei Bauabrechnungen mit grossem Mehr genehmigt.

Erneuerungswahlen von 42 Mitgliedern des Wahlbüros, vier Mitgliedern der Werkkommission, sieben Mitgliedern der Planungskommission sowie einem Delegierten der Zürcher Planungsgruppe Glattal.

Genehmigung der Jahresrechnung 1989 des Politischen Gemeindegutes

— *Jahresrechnung mit grossem Mehr genehmigt.*

Schulgemeinde

Genehmigung der Jahresrechnung 1989 des Schulgutes

— *Jahresrechnung mit grossem Mehr genehmigt.*

Mittwoch, 5. Dezember 1990

(163 anwesende Stimmberechtigte)

Politische Gemeinde

Abnahme von Bauabrechnungen

— Sanierung Schützenhausstrasse in Maur

— Trottoir Chalenstrasse

— Sanierung Loorenstrasse (inklusive Fussweg)

alle drei Bauabrechnungen mit eindeutiger Mehrheit angenommen.

Änderung des privaten Gestaltungsplanes «Heim zur Mühle» in Uessikon, Abtausch der Nutzungsbeschränkung «als Wohngelegenheit für im Heim Beschäftigte» vom «Stöckli» zum Gebäude «alte Post».

— *die Änderung wurde mit grosser Mehrheit bewilligt.*

Nachtragskredit von 117'800 Franken zur Erhöhung des Stellenplanes für das Zollingerheim

— *Nachtragskredit mit eindeutiger Mehrheit bewilligt.*

Kredite von 70'000 Franken für Veranstaltungen im Rahmen der Jubiläumsfeier «700 Jahre Eidgenossenschaft» sowie von 100'000 Franken für die Unterstützung von Projekten der Entwicklungshilfe im Inland.

— *beide Kredite mit eindeutiger Mehrheit bewilligt.*

Genehmigung des Voranschlages 1991 und Festlegung des Steueransatzes von 41 % des einfachen Staatssteuerertrages (im Vorjahr ebenfalls 41 %).

— *mit eindeutiger Mehrheit und diskussionslos genehmigt.*

Schulgemeinde

Genehmigung des Voranschlages 1991 und Festlegung des Steueransatzes von 47 % des einfachen Steuerertrages (im Vorjahr ebenfalls 47 %)

— *mit eindeutiger Mehrheit und diskussionslos genehmigt.*



Heimkehr der erfolgreichen Maurmer Schützen vom Eidgenössischen Schützenfest am 23. September 1990

Markante Ereignisse im Gemeindeleben

Januar	Erster Spatenstich für das Busdepot der Gebrüder Gut in Binz
5. Februar	ein erster Hilfskonvoi nach Rumänien verlässt die Gemeinde
25. Februar	Marianne Giboulot wird als erste Frau in den Maurmer Gemeinderat gewählt
2. April	Eröffnung des «KMG-Infolade» in Maur
Mai	Einführung der neuen Buslinie 743 von Maur nach Stettbach
25. Mai	Jubiläumsfeier 25 Jahre Gemeindebibliothek
29. Juni	Jubiläum 100 Jahre Schifffahrt auf dem Greifensee
Juli	Bezug der Notunterkünfte für Asylbewerber in Aesch
14.—29. Juli	Eidgenössisches Schützenfest in Maur
August	Jubiläum 25 Jahre Singkreis Maur
September	Pfahlbau-Ausstellung in der Burg Maur
Ende Oktober	Erste Durchführung einer Ferienpasswoche im Jugend- und Freizeithaus
2. Dezember	Einweihung der katholischen Kirche St. Franziskus in Ebmatingen
10. Dezember	Die Kirchgemeindeversammlung stimmt der Übernahme des Pfarrhauses Maur vom Kanton zu.

Redaktion:

Dr. H.U. Voser, Ursula Meister, Dr. Hans Schweizer

Druck: Werner Schrumpf AG, 8123 Ebmatingen

Satz: Desktop Publishing durch Ursula Meister, 8124 Maur

Einzelpreis: Fr. 10.—

